

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Bilderbuch für Kinder, enthaltend: eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Mineralien, Trachten, und allerhand andern unterrichtenden Gegenständen aus dem Reiche der Natur, ...**

alle nach den besten Originalien gewählt, gestochen, und mit einer kurzen  
sowohl, als auch erweiterten wissenschaftlichen, und den  
Verstandeskräften eines Kindes angemessenen Erklärung begleitet

**Bertuch, Friedrich Justin**

**Rumburg, 1806**

[Trachten]

[urn:nbn:de:bsz:31-263104](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-263104)





## Menschen aus Afrika.

Afrika hat Einwohner von höchst verschiedener Bildung, Farbe und Lebensart, weiße, gelbe, braune und schwarze Menschen. Da wir das Innere von diesem Welttheile noch wenig kennen, so müssen wir blos die Einwohner der Küstenländer betrachten. Hier sind einige Nationen davon:

### Nro. 1. Aegypter.

Die Einwohner von Aegypten sind weiß und schön gebildet, wie die Europäer. Die Vornehmen leben und kleiden sich ungemein prächtig und fast ganz türkisch, sowohl Männer als Weiber, wie man hier sieht. Dies kommt daher, weil Aegypten eine türkische Provinz ist, und viele Griechen und Türken darin leben.

### Nro. 2. Hottentotten.

Die Hottentotten bewohnen die südliche Spitze von Afrika. Ihre Hauptfarbe ist lichtbräun, und ihre Gesichtsbildung, die sie noch dazu durch Mahlerey verstellen, häßlich, denn sie sehen fast aus wie Affen. Sie gehen fast ganz nackt und haben blos ein großes Schaffell umhängen. Auf den Köpfen tragen sie Hüsen von verschiedener Art; um den Hals und Bauch viele Schnuren roth- und weißer Glasperlen und Muscheln; um die Arme und Beine aber wickeln sie frische Schafsdärme mit dem Mist. Die Weiber tragen um die Lenden ein Stück grobes Tuch geschlagen, und vorn ein kleines buntes Schürzchen. Wurfspeie sind ihre Waffen.

### Nro. 3. Sonaken.

Die Sonaken und Kaffern wohnen an den südlichen und westlichen Küsten von Afrika, und gehören zu den eigentlichen Negern. Die Sonaken sind dunkelbraun von Farbe, wohlgebildet, haben ganz kurzes, krauses schwarzes Haar wie Lämmerwolle. Sie gehen nackt und haben blos vorn einen kleinen Schurz, und die Weiber ein Stück um die Hüften; übrigens aber tragen sie zum Puz und Hals, Arme, Hände, Beine und Bauch eine Menge Schnuren von weißen Muscheln, Knochen und Glaskorallen. Bogen und Pfeile sind ihre Waffen.

### Nro. 4. Kaffern.

Die Kaffern sind ganz schwarz von Farbe, haben eben so schwarzes krauses Haar als die Sonaken, aber länger gezogene Köpfe als diese. Ins Gesicht beizen sie sich allerhand Figuren. Die Männer gehen ganz nackt, und haben blos eine Schnur weißer Knochen um den Hals, und einen Schülfranz um die Lenden. Die Weiber tragen, außer dem gewöhnlichen Schürzchen, und ihren Korallenschnuren auch häufig ein Schaffell, anstatt eines Mantels, in welches sie ihre Kleider haken. Wurfspeie sind ihre Waffen.



## M e n s c h e n a u s A f r i k a .

Afrika schließt ebenfalls eine ungeheure Erdofläche in sich; doch erstreckt es sich weder nach Norden noch nach Süden in die kalte Zone, sondern liegt mit seinen äußersten Enden noch in der wärmern Region der gemäßigten. Sein Klima weicht also nicht so ab, wie das von Asien. Es ist mehr heiß als mild, besonders in den innern Gegenden. Die Verschiedenheit der Menschen an Farbe, an Gestalt, Kultur u. ist in Afrika zwar auch beträchtlich, aber lange nicht so groß, wie in Asien. Ganz weiße Eingeborne sind in Afrika gar nicht. Die ägyptischen Vornehmen, welche den Sonnenstrahlen nicht so sehr ausgesetzt sind und sich mit Ischerkasserinnen und Georgierinnen verheirathen, mögen allerdings die weißesten seyn. Sonst verläuft sich die Farbe der Menschen von den Küsten der Barbarey aus dem gelbbraunlichen nach und nach ins braune, schwarzbraune, ins ganz schwarze, welches sich jenseits des Äquators allmählig wieder ins Schmutzgelbe verliert. Der größte Theil der Afrikaner ist gleichsam als wild anzusehen. An Kultur stehen alle den Europäern noch weit mehr nach, als die Asiaten. Das Innere von Afrika ist den Europäern so gut als gänzlich unbekannt. Die weitesten Reisen, welche von ihnen von den Küsten aus tief ins Land hinein unternommen wurden, erstrecken sich höchstens nur auf 200 Meilen, und waren schon mit so großen Schwierigkeiten verknüpft, daß sie jeden fernern Versuch vorzudringen widerrathen. Doch ist von den Bemühungen der Engländer gegenwärtig viel zu erwarten.

Zu den berühmtesten Völkern des Erdbodens gehören die Ägypter; welche den Theil von Afrika bewohnen, der es durch die Landenge von Suez mit Asien verbindet. Dieses Volk wurde sehr früh gebildet und erhob sich eher, als viele andere, die in einem noch schädern Klima wohnten, aus dem Zustande der Rohheit. Schon zu Abrahams Zeiten war Ägypten gewissermaßen ein policirter Staat. In der Geschichte der alten Welt hat es eine sehr ansehnliche Rolle gespielt, und nicht wenig Einfluß auf die Bildung anderer Nationen, selbst der Griechen gehabt. Jetzt ist es schon längst von seiner Höhe herabgesunken, und die



Ueberreste ehemaliger Kultur contrastiren auffallend mit dem jetzigen Zustande des Landes und seiner Bewohner.

## A e g y p t e r.

Die Farbe der Haut bey dem gemeinen Aegypter ist nicht weiß, sondern olivenbraun. Die große Hitze im Sommer, welcher der arbeitende Theil des Volks ausgesetzt ist, muß die Haut natürlicherweise färben. Eben so natürlich ist es, daß die Vornehmen, besonders das Frauenzimmer, welches fast nie die Wohnung verläßt, weißer seyn muß. Die beyden Figuren stellen vornehme Aegypter vor. Ihre Kleidung ist morgenländisch, lang, weit und löstig. Die Vornehmen tragen ein Hemde, wie die Hemden der europäischen Weiber mit weiten Aermeln, unter demselben weite Beinkleider von weißer Leinwand, über welche rothe noch weitere Beinkleider angezogen werden. Das Oberkleid heißt Entari und reicht etwa 2 Hände breit unter die Knie herab. Darüber wird der Kaftan getragen, den gewöhnlich ein Gürtel umgibt, in welchem ein großes Messer steckt. Gemeine Leute tragen geringere und nicht so viele Kleidungsstücke. Die Bedeckung des Kopfs ist vielen Veränderungen unterworfen. Gemeinlich besteht sie in einer Mütze, um welche ein Tuch gewunden wird. Das Haar auf dem Kopfe wird kahl abgeschoren, der Bart aber für eine Zierde geachtet. An den Füßen trägt man Pantoffeln.

Die weibliche Kleidung — versteht sich bey Vornehmen — ist so kostbar, daß man mehrere europäische Frauenzimmer für das Geld kleiden könnte, was eine Aegypterin zu ihrem Anzuge braucht. Sie tragen dünne seidene und musselinene Hemden, darunter im Sommer musselinene, im Winter seidne mit Gold gestickte Beinkleider. Über das Hemde ziehen sie ein weißes fliegendes Gewand von Baumwolle, Atlas und andern seidnen, meist prächtig mit Gold durchwirkten Zeugen, welche ein Gürtel umschließt, auf dessen Kostbarkeit sie besonders viel verwenden. Die Gürtel der Vornehmsten sind von der feinsten Wolle, mit Gold und Edelsteinen besetzt. Ein solcher Gürtel kostet mehrere Hundert Thaler. Die Haarlocken lassen sie natürlich herabfallen und bedecken sie mit feinen musselinenen Tüchern, welche oft mit Juwelen und Perlen geziert sind. Beym Ausgehen tragen sie einen dünnen schwarzen Schleyer, der den ganzen Leib bedeckt, und vom Kopf bis auf die Füße reicht. Alle Kleidungsstücke sind parfümirt. Gemeine Weiber tragen bloß ein leinenes oder baumwollenes Hemd, aber auch einen Schleyer vor dem Gesicht.

Die Aegypter, ob sie gleich von alten Zeiten her ein Spiel der Eroberungen anderer Völker waren, und eine Menge Menschen von verschiedenen auswärtigen Nationen sich bey



ihnen niederließen und sich mit ihnen vermischten, haben dennoch viel Züge von dem Charakter ihrer alten Vorfahren beybehalten. Noch erblickt man an ihnen Stolz, besonders auf ihre ehemalige Größe, Verachtung und Geringschätzung aller Nationen, eben so wenig wahre Freyheitsliebe, wie bei den alten Aegyptern. Sie ertragen das Joch der türkischen Regierung und alle Bedrückungen ihrer inländischen Beyß geduldig. Widersetzen sie sich auch einmal, so geschieht es doch nicht, um sich frey zu machen; denn bald fügen sie sich wieder ruhig und geduldig in alles, was ihnen aufgelegt wird. Ihre düstre, ernsthafte Gemüthsart äußert sich in allem, was sie thun, in ihrer ganzen Lebensart, in ihren Meinungen u. s. w., hindert sie aber nicht, an rauschenden Vergnügungen Geschmack zu finden. Der schwärmerische Hang zu allen Arten des abgeschmacktesten Aberglaubens, wodurch sich die alten Aegypter, vor andern auszeichneten, hat ihre christliche und muhamedanische Nachkommen noch nicht verlassen. Wie die Alten sind sie argwöhnisch und mißtrauisch gegen Fremde. Europäer, welche ihre Land der Alterthümer wegen bereisen, müssen dies zu ihrem höchsten Verdruß und Nachtheil erfahren. Sie sind ihnen nicht nur nicht im mindesten bey ihrer Nachforschung durch Zurechtweisung zc. behülflich, sondern erschweren ihnen, wo möglich, jeden Schritt. Ihre Unwissenheit und Dummheit läßt sie den Gedanken gar nicht fassen, daß Jemand aus Wisbegierde alte Denkmäler besuchen könne; sie sehen in der Meinung, die Europäer müßten Zauberer und Schatzgräber seyn, und bloß um Schätze zu heben in ihr Land kommen. In der Betrügerey übertreffen die heutigen Bewohner Aegyptens ihre Vorfahren bey weitem. Dies kommt daher, weil sie in größerem Verkehr mit andern Nationen stehen. Dagegen sind sie aber — den Handel ausgenommen — lange nicht so thätig, so industriös und geschickt, wie jene. Dies hat theils in den Einwirkungen des Klima, die sonst durch politische Verhältnisse abgeändert wurden, theils in der Habsucht der Despoten des Landes seinen Grund. Wohlstand reizt die Habsucht derselben und ist gleichsam Verbrechen; daher begnügt sich der große Haufe damit, sein Leben mit dem Nothdürftigen hinzubringen, was ihm sein Land gibt.

Die Lebensart der höhern Stände unter den Aegyptern hat wenig Abwechslung. Das Klima macht die Menschen unthätig. Man bleibt daher am liebsten zu Hause in Ruhe. Die Häuser der heutigen Aegypter haben, wie fast überall im Morgenlande, platte Dächer. Die Reichen legen auf denselben Gärten, Springbrunnen, Wasserbehälter zum Baden und dergl. an. Des Abends, wenn es kühl geworden ist, begeben sie sich hieher und genießen der freyen Luft, baden sich auch wohl. Die Zimmer der Vornehmen sind mit Tapeten, Sophas und weichen Ruhebetten geziert, worauf die Aegypter insonderheit viel halten. Die Zeit des Aufstehens ist vor Tagesanbruch, wo man die Morgenkühlung genießt. Man wäscht sich, verrichtet das Gebet, setzt sich auf den Sopha und trinkt Kaffee. Hierauf werden noch in den Morgenstunden die Geschäfte abgethan, worauf man sich wieder ins Zimmer begibt. Die Aufnahme und Bewirthung der Gäste ist fast eben so wie bey den vornehmen Arabern. Auch in Aegypten ist es Sitte, am Ende der Visite den Gästen den Bart durchräuchern oder sie mit wohlriechenden Wassern besprengen zu lassen. Gegen Mittag wird gespeiset. Die Sklaven setzen einen niedrigen Tisch mitten ins Zimmer hin, bele-



gen ihn mit einer vergühten Kupferplatte und setzen auf dieselbe die Kupfernen wohlverzinn-  
ten Schüsseln mit den Speisen. Den größten Theil des Mahles macht der Reis aus, der  
mit Safran gefärbt ist. Außerdem trägt man noch Schöpfenfleisch, Geflügel, allerley  
Früchte, Obst, Melonen zc. auf. Um den Tisch herum liegt ein langes Tuch, wovon  
jeder Gast einen Zipfel nimmt. Alle sitzen mit untergeschlagenen Beinen um denselben  
herum. Vor und nach dem Essen wird Wasser zum Waschen gereicht, weil man eben-  
falls, wie in der Turkey zc. mit den Fingern isst. Nie isst ein Aegypter — auch der  
Kopte nicht — Schweinefleisch. Während des Essens wird selten getrunken. Die Kopten  
und auch einige Mahumedaner trinken Wein. Das gewöhnliche Getränk aber ist ein  
Bier aus ungemalzter Gerste. Gassfreiheit findet besonders in Oberägypten nicht weni-  
ger Statt wie in Arabien. Viele arabische Scheriks in Aegypten setzen zu Mittage eine  
Menge Schüsseln mit Speisen vor ihre Häuser hin, und sättigen die Vorübergehenden.  
Die Aegypter speisen auch bisweilen in ihrem Harem mit den Weibern. Diese müssen die  
Männer dabey stehend bedienen, und keine darf sich unterstehen in Gedenwart des Man-  
nes sitzen zu wollen.

Nach der Mahlzeit legt man sich auf das Ruhebett, um zu schlafen. Des Abends  
begibt man sich entweder auf das Dach des Hauses, oder macht eine kleine Spazierfahrt  
auf dem Nil. Eine Stunde nach Sonnenuntergang nimmt man die Abendmahlzeit, die  
aus wenigen leichten Speisen besteht.

Baden ist eine Hauptbeschäftigung der vornehmen Aegypter. Es ist für sie nicht nur  
ein Vergnügen, die Zeit im Bade zuzubringen, sondern es kühlte sie auch ab, befördert die  
Reinlichkeit, die ihnen — wenigstens den Muhamedanern — die Religion vorschreibt, und  
auf welche sie, was ihre Person betrifft, viel halten. Die Kopten machen weniger aus  
Reinlichkeit. Die Bäder der Aegypter sind schön geziert und kostbar. Man läßt sich in  
denselben von Sklaven bedienen. Diese waschen, reiben und durchkneten gleichsam den  
ganzen Körper. Die Sinne noch mehr zu ergötzen, dampfen Wohlgerüche, und kostbare  
Salben und Pommaden parfümiren den Leib. Nach dem Baden wird Tabak und Kaffee  
gebracht, alsdann kleidet man sich an. Diese Bäder sind öffentliche Anstalten, deren sich  
jeder bedienen kann. Für  $\frac{1}{2}$  Laubthaler genießt man das Bad, nebst Bedienung u. s. w.  
Das Frauenzimmer ist in Aegypten noch mehr auf das Bad erpicht, als die Mannspersonen.  
Oft bringen Weiber ganze Tage darin zu.

Wissenschaften darf man bey den Aegyptern nicht viel suchen. Sowohl die Muhamede-  
daner als die Kopten — eine christliche Sekte — sind unwissend. Lesen, Schreiben, Rech-  
nen ist meist alle ihre Kunst. Gemeine Leute wissen aber auch davon fast nichts. Die Erzie-  
hung der Kinder ist beynähe wie in Arabien. Die ersten Jugendjahre bringen die Knaben  
im Harem zu, wo ihnen außer Lesen und Schreiben, Ehrfurcht gegen Gott, gegen Aeltern,  
gegen das Alter und Gastfreundschaft beygebracht wird; letztere mehr durch Beyspiel. Wer  
von den Kindern noch weiter kommen soll, wird in die öffentlichen Schulen geschickt.

ates Fest.

E



Ihre Ehen und Heyrathsgebräuche sind von denen bey den Türken fast in nichts unterschieden. Die Ägyptier bedienen sich der Freyheit, mehrere Weiber zu nehmen. Die Vornehmen lassen sich dazu Mädchen aus Escherkassien und Georgien kommen, selten nehmen sie eine geborne Ägypterin, weil es denen meist an Schönheit mangelt. Man verheyrahtet sich sehr früh und verlobt sich oft schon in der Kindheit. Ehescheidungen sind — außer Untreue des einen Theils — noch in vielen andern Fällen erlaubt. Selbst die koptischen Christen, die sich sonst in vieler Hinsicht von den Muhamedanern, was Ehe betrifft, unterscheiden, trennen ihre Ehen leicht und heyrathen ein anderes Weib. Die Weiber haben die Geschäfte des Hauses, die Erziehung der Kinder und dergleichen zu besorgen. Außerdem beschäftigen sie sich mit Stickereyen zc. Sie sind sehr eingeschränkt und haben wenig Freyheit. Eine Freundin zu besuchen, sich nach dem Bade zu begeben — und das nicht öfter als zweymal in der Woche — ist die ganze Freyheit, die ihnen gestattet wird. Ueberdies können sie unter Aufsicht ihrer Wächter noch Spazierfahrten auf dem Nil unternehmen, und des Abends in freyer Luft auf den Dächern zubringen.

Eine der größten Belustigungen besteht darin, daß sie die Alme kommen lassen. Diesen Namen, der eine Gelehrte bedeutet, legt man in Ägypten Mädchen bey, welche eine sorgfältigere Erziehung bekommen haben. Sie machen eine zahlreiche Gesellschaft aus, und sind geübt in Tanz und Gesang, womit sie die Gesellschaft belustigen. Man gestattet ihnen freyen Zutritt zu dem Harem, um die Damen in ihren Künsten zu unterrichten. Bey Hochzeiten werden sie auch häufig gebraucht; bey Begräbnissen dingt man sie zum Weinen. Die Leichen der Vornehmen werden mit vielem Pomp begraben. An Einbalsamirung denkt in Ägypten niemand mehr.

## H o t t e n t o t t e n .

Hottentott ist der Name, den die Holländer einer zahlreichen Nation auf der südlichen Spitze von Afrika geben, und der auch in die Sprachen anderer europäischer Völker aufgenommen ist. Es gibt gewiß nur wenige Nationen, von welchen die Reisenden so viel sonderbare und einander widersprechende Nachrichten gegeben haben, wie von den Hottentotten. Diese Nation besteht aus vielen Stämmen, deren der alte Reisebeschreiber Kolbe siebzehn angibt; allein schwerlich läßt sich die Zahl so genau bestimmen. Heut zu Tage unterscheiden sich die Hottentotten zum Theil sehr von einander. Einige haben ihre ehemalige Lebensart bey den Viehheerden verlassen, und leben unter den Kolonien der Europäer, andere hingegen sind bey ihrer ursprünglichen Verfassung geblieben und diese nennt man am Vorgebirge der guten Hoffnung wilde Hottentotten.



Im Jahre 1652 schlug ein holländischer Wundarzt, Joh. Niebeck, bey seiner Zurückkunft aus Ostindien nach Amsterdam den Direktoren der holländischen Kompagnie vor, eine Kolonie am Vorgebirge der guten Hoffnung anzulegen, weil dieselbe große Vortheile verspräche. Man ließ sich hierzu willig finden, und schickte Anbauer hin, welche mit den Hottentotten wegen einiger Stücke Landes in Unterhandlung traten, und leicht erbiethen, was sie begehrten. Nach und nach, als die Kolonie sich aufnahm, gingen immer mehr Menschen aus Europa nach Afrika. Was man Anfangs den Hottentotten mit Güte abgenommen hatte, das entriß man ihnen nun, da die Kolonie sich im Stande fühlte, ihnen Troß zu bieten, mit Gewalt, und dehnte sich immer weiter aus. Die Hottentotten, welche sich betrogen sahen, theilten sich in zwey Parteyen. Ein Theil trieb mit den Heerden in die Gebirge fern von den Kolonien; ein anderer und zwar der größte Theil blieb unter den Kolonisten wohnen, entsagte seiner ehemaligen Verfassung, und änderte zugleich in vielen Stücken seine Lebensart. Zu diesen — die den Namen Kolonie-Hottentotten führen — gehören die unter Fig. 2 abgebildeten. Der Mann ist einer von den Begleitern des Herrn le Vaillant auf seiner Reise in das Innere von Afrika; er hieß Klaas, und sein Herr rühmt seine redlichen und treuen Gesinnungen außerordentlich. Das Weib ist die Geliebte von Klaas. Auch sie begleitete Herrn le Vaillant, und verrichtete bey ihm allerley weibliche Arbeiten.

Diese Hottentotten, so wie überhaupt die ganze Nation, haben einen ansehnlichen Wuchs. Der Körper ist groß und fest gebauet, aber nichts weniger als schön nach europäischen Begriffen. Die Gesichter sind häßlich. Sie haben große Augen, platte Nasen, dicke aufgeschwollene Lippen, kurzes wollichtes Haar, große breite Füße; bucklichte oder sonst ungestaltete Personen trifft man nicht unter ihnen an. Sie laufen so schnell, daß ein guter Reiter sie kaum einholt. Die ursprüngliche Farbe ihrer Haut ist gelbbraun. Man sieht aber diese Farbe fast nie, weil sie den ganzen Leib beständig mit einer Salbe bedecken, die aus Ruß, mit Fett vermischt, besteht. Es ist für den Hottentotten eine Art von Wollust, wenn er mit diesen Ingredienzien seinen ganzen Körper recht einschmieren kann. Nicht selten reiben sie sich auch mit Kuhmist. Dies geschieht besonders alsdann, wenn sich gewisse klebrichte Sachen, als Theer und dergleichen, an den Körper angehängt haben. Sie pflegen auf eignen Antrieb den rußbraunen Überzug nie abzuwaschen. Ja ein ungeschmierter Hottentotte soll in den Augen mancher Europäer nicht einmal so erträglich aussehen. Die Hottentotten selbst finden sich eingeschmiert weit schöner. Es ist diese Sitte nun einmal nach ihrem Geschmacke allgemeine Mode. Ueberdies erhält die Fettigkeit auch den Körper geschmeidig, der von der dorrenden Hitze und den zehrenden Winden des Klima's an der Oberfläche aufversten würde. Auch werden sie dadurch gegen Insektenstiche gesichert. Außerdem parfümiren sich auch die Hottentotten mit einer gewissen zu Pulver geriebenen Pflanze. Der Geruch davon, der dem Hottentotten ein Wohlgeruch ist, kommt europäischen Nasen abscheulich vor.



Ihre Kleidung ist ziemlich einfach. Die Hauptbedeckung der Männer ist gewöhnlich eine eingeschmierte lederne Mütze; bisweilen auch ein runder europäischer Hut. Um den Hals hängt ein Beutel mit einem Messer, einer Tabackspfeife, Taback u. s. w. Über den Schultern der Kros, eine Bedeckung, die aus Schaffellen verfertigt ist, und mit der Wolle nach innen zu getragen wird. Diesen Kros schlagen sie um sich herum und binden ihn unter dem Halse zusammen. Wenn es heiß ist, wird er zurückgeschlagen. Daß er eben nicht reinlich seyn kann, läßt sich leicht vermuthen. Gewöhnlich theilt ihm der eingeschmierte Leib seine dunkelbraune Farbe mit. Überdies pflegt er zugleich gewissen Insekten zur Wohnung zu dienen. Des Nachts braucht der Hottentotte seinen Kros als Schlafpelz, worauf er fast, wie ein Igel, zusammengerollt schläft. Den Unterleib putzen sie mit Glaskorallen, Muscheln und dergl. Die Geschlechtstheile bedecken die Mannspersonen nur nachlässig mit einem Stückchen Fell, welches Schakal heißt und von dem Thiere gleiches Namens ist. Die übrigen Zierrathen der Männer bestehen in ledernen, eisernen oder kupfernen Ringen um Arme und Beine. Die ledernen Ringe, an welchen ein Hottentotte vielleicht zur Zeit des Mangels einmal nagte, gaben voreilig urtheilenden Reisenden ehemals Gelegenheit zu der Behauptung, daß sich die Hottentotten frische Schaf Därme sogar mit dem Mist um die Arme und Beine wänden, und sie nach einiger Zeit äßen.

Der Anzug der Weiber ist wenig von der männlichen Tracht unterschieden. Den Kopf bedecken sie gewöhnlich mit einer geflochtenen Mütze, um den Hals und den Unterleib tragen sie Schnuren von Glaskorallen und dergl.; Ringe an Armen und Beinen. Der Kros ist, wie bey den Männern. Oben hat er einen Kragen, oder eine Art von Sack, in welchem der Säugling getragen wird. Vorn dient eine kleine mit bunten Lappen besetzte Schürze, auch wohl noch ein großer Schurz, der hinten herunter hängt, und über den Hüften zusammengeknüpft ist, zur Bedeckung. Die Weiber bemahlen sich das Gesicht mit dunkeln Streifen und bringen auch sonst noch allerley Figuren an. Die Männer thun dies niemals. Die Kolonie Hottentotten sind in elenden Umständen. Sie hängen gänzlich von den Holländern ab, und vermietthen sich bey den Kolonisten zu allerley Arbeiten, als Hirten &c. Es giebt auch noch in den Bezirken der Kolonien einige Horden, sie sind aber höchst armselig und dürfen sich ihren Anführer nicht selbst wählen. So lange die Holländer Herrn des Landes waren, wählte der Gouverneur denselben, und gab ihm zum Zeichen seiner Würde ein großes Rohr und einen kupfernen Ringkragen, worauf das Wort *Kapitein* stand.

Die Hütten dieser so wie der Hottentotten überhaupt, sind der Figur nach den Backöfen unsrer Landleute ähnlich. Sie werden von Stäben erbauet, die man krümmt, zusammenbindet und mit Rohr und Schilfmatten belegt. Ihre Höhe ist so unbeträchtlich, daß ein Erwachsener nicht völlig aufrecht in der Mitte stehen kann. Der Eingang, welcher zugleich die Stelle des Fensters und des Schornsteins vertritt, ist so niedrig, daß die Bewohner nur kriechend hindurch kommen können. So armselig diese Hütten auch sind, so dienen sie doch dem Hottentotten zu dem Behufe, wozu er sie braucht, nämlich zum Schla-



fen und zum Obdach gegen den Regen ganz gut. In einer Hütte liegt die ganze Familie jung und alt. Sie kann in der Geschwindigkeit ihre Wohnung abbrechen, die Materialien und alle übrige Habe auf eine Kuh laden und davon ziehen. Die Hütten einer ganzen Horde stehen gemeiniglich im Kreise. Das Ganze heißt alsdann ein Kraal. In der Mitte halten sich des Nachts die Heerden auf.

Die Ehen der Hottentotten werden aus keiner andern Absicht als aus natürlicher Zuneigung geschlossen. Die Mitgabe dabey ist gering. Auch finden eben keine außerordentlichen Ceremonien statt, sondern man schmaust dabei tüchtig, beschmiert den Leib fleißig mit dem Fette des geschlachteten Ochsen und parfümirt sich. Die Polygamie ist zwar unter ihnen erlaubt, man macht aber wenig Gebrauch von dieser Erlaubniß. Die Hottentotten in den Kolonien sind nicht mehr so schamhaft wie sie waren, ehe sie noch durch böse Beyspiele verdorben wurden. Die Wilden dagegen haben ihre natürliche Schamhaftigkeit beybehalten, welche so groß ist, daß sie Verwunderung erregt. Religion scheinen sie nicht zu haben. Die Tänze, welche sie bei Mondschein anstellen und die ehemals für religiöse Gebräuche ausgegeben wurden, haben gar keine Beziehung darauf. Am Tage hat der Hottentotte keine völlige Beschäftigung, er muß unaufhörlich auf die Heerden Acht haben und sie zusammentreiben und sonst noch allerley Arbeiten unternehmen, jagen u. s. w., folglich bleibt ihm zum Vergnügen wenig Zeit übrig, und er muß die Nacht dazu anwenden. Man wird überhaupt bei den Hottentotten nichts gewahr, was eine Art von Gottesdienst seyn könnte. Sie haben auch keine Priester, opfern nicht &c.

Wissenschaften, Künste und Handwerker darf man bey dem Hottentotten nicht suchen, darum bekümmert er sich nicht. Seine Beschäftigung besteht in Wartung des Viehes entweder für sich, oder für einen Kolonisten. Ist er sich selbst überlassen, so jagt er. Hierinn besitzen alle Hottentotten eine große Geschicklichkeit. Man muß aber nicht glauben, daß die Jagd bei ihnen blos zum Vergnügen diene — nein, sie dient nur, sich Nahrung zu verschaffen. Der Hottentotte ist gern, und seine liebste Speise ist das Fett und Fleisch fast von allen Thieren. Bei seinen Mahlzeiten ist er nichts weniger als reinlich; doch verachtet er manches Fleisch, z. B. Hasen.

Von Natur ist er sanft und friedliebend. Neuere Reisende können die Gutmüthigkeit dieses Volks nicht genug rühmen. Sie sind mitleidig, dienstfertig, dankbar gegen Wohlthäter und im hohen Grade friedliebend. Freylich sind die Hottentotten am Kay ausgeartet und man trifft manche Laster unter ihnen an. Besonders sind sie dem Saufen ergeben. Bräuntwein und Lobak zum Rauchen geht ihnen über alles, und man kann sie damit fast zu allem bewegen. Doch wir wollen uns zu den sogenannten wilden Hottentotten wenden.



## G o n a k e n.

Die Gonaken sind keineswegs eine ganz verschiedene Nation, sondern sie gehören zu den Hottentotten. Sie unterscheiden sich aber in mancher Rücksicht von den so eben beschriebenen Kolonie-Hottentotten; denn sie haben sich nicht, so wie diese, unter das Joch der Holländer gebeugt, sondern sind unabhängig und bey ihrer alten Verfassung und Lebensart geblieben. Sie wohnen weiter nordwärts vom Kap und entfernt von den Kolonien. Ihre Sprache stimmt ziemlich mit der hottentottischen am Kap überein. Die Farbe ihrer Haut ist dunkler, ihr Wuchs ansehnlicher und überhaupt ihre Bildung besser. Es scheint, daß die Gonaken oder Gonaque-Hottentotten aus einer Vermischung der eigentlichen Hottentotten mit den Kaffern entstanden sind; denn sie haben eben so viel von der Lebensart und den Sitten dieser Nation als der Hottentotten. In der Kleidung kommen sie mit den Hottentotten überein, nur beobachten sie mehr Ordnung darinn. Sie tragen auch einen Kros der aber aus Kalbfellen verfertigt ist. Am Halse tragen viele ein Stück Elfenbein oder einen Knochen. Bey großer Hitze wird der Kros abgelegt und die Männer haben alsdann weiter keine Bekleidung als den Schakal. Die Weiber tragen ebenfalls den Kros, den sie bey großer Hitze auch ablegen. Ihre Schürze ist größer als bey den eigentlichen Hottentotten.

Die Wohnungen sind eben so, wie die vorher beschriebenen, und dienen auch nur zum Nachtquartiere. Auch ihre Ehen werden nur durch gegenseitige Zuneigung geschlossen. Wenn zwei junge Leute einander lieben, so suchen sie die Einwilligung der Ältern zu erhalten, daß sie beisammen leben dürfen. Diese wird ihnen nie versagt. Darauf zieht das junge Paar zusammen, man schlachtet ein Stück Vieh und schmauset. Die Ältern geben dem Brautpaar einige Aussteuer an Vieh, und so entsteht eine neue Familie, welche so lange beisammen bleibt, als sich beyde Theile lieben. Entsteht heftiger Zwist, so ist die Scheidung nicht schwer; doch muß man gestehn, daß dergleichen seltener vorkommen als unter uns. Ein Mann kann so viele Weiber nehmen, als er will; aber das Weib nur Einen Mann. Die Gonaque-Hottentotten sind vortreffliche Jäger. Sie laufen außerordentlich schnell. Flinten haben sie nicht, sondern Bogen und Pfeile; auch Wurfspieße gehören zu ihren Waffen. Das Wild schießen sie gemeiniglich mit vergifteten Pfeilen. Das Gift nehmen sie entweder von Schlangen oder auch von Pflanzen. Die Art aber, wie dies geschieht, halten sie sehr geheim. Diese vergifteten Pfeile dürfen nur die geringsten Wunden machen, so bringen sie den Tod. Das Fleisch der auf diese Art erlegten Thiere wird gegessen, nachdem man dasjenige, was die Wunde zunächst umgiebt, ausgeschnitten hat. Ubrigens darf man bei diesen Hottentotten ebenfalls keine Geisteskultur und Künste suchen. Das Leder gerben sie ziemlich gut und fast eben so, wie die Weißgerber in Europa. Vom Ackerbau wissen sie nicht das mindeste. Auch ihre Kunstprodukte sind höchst elend, eine Art Körbchen ausgenommen, die sie so zu flechten wissen, daß sie Flüssigkeiten halten. Außerdem haben sie nur noch einige sehr zerbrechliche Geschirre, in welchen sie ihr Fett schmelzen.



Das Fleisch kochen sie nicht, sondern rösten es lieber auf Kohlen. Sie haben eine große Menge Rindvieh und Schafe; schlachten aber ersteres selten, sondern genießen lieber die Milch. Ihre Hämmer haben große Fettschwänze, deren Schmalz für sie ein Leckerbissen ist.

Ubrigens gilt von dem Charakter dieser Hottentotten eben das, was schon oben von den Wilden überhaupt gesagt ist. Sie sind sehr gutmüthig und gastfreundschaftlich, und fügen Niemanden Leides zu, wer sie nicht beunruhigt. Herr le Vaillant, der sich unter ihnen aufhielt, erzählt viel Kühnliches von diesem Völkchen.

## K a f f e r n.

Wir kommen endlich zu einem afrikanischen Volke, welches sonst als eins der wildesten und grausamsten beschrieben wurde, zu den Kaffern. Sie machen eine ansehnliche Nation aus, welche große Strecken Landes, landeinwärts vom Vorgebirge der guten Hoffnung, bewohnen. Man kennt sie und ihr Land nur sehr wenig, weil es bisher die Reisenden immer noch nicht gewagt haben, bis zu ihren Wohnplätzen vorzudringen. Herr le Vaillant, dem wir für Geographie und Naturgeschichte so viel zu danken haben, bekämpfte die Schwierigkeiten, die sich ihm zeigten, glücklich, und gelangte bis an das Land der Kaffern, an der östlichen Küste von Afrika. Von diesem Lande und seinen Bewohnern liefert er uns genaue und zuverlässige Nachrichten, und von ihm rühren auch die treuen Abbildungen bey der Kaffern her.

Alle diejenigen Kaffern, die Herr le Vaillant sah, waren höher von Wuchse, als die Kap-Hottentotten und die Gonaquas. Mit den letztern haben sie indes viel Ähnlichkeit; nur scheinen sie stärker, stolzer und kühner; auch ist ihre Gestalt angenehmer. Ihr Gesicht ist unten nicht so zugespitzt und ihre Backenknochen stehen nicht so hervor, wie bey den Hottentotten. Sie haben auch nicht das flache breite Gesicht und die aufgeschwellenen Lippen, wie die benachbarten Neger von Mosambique. Die Augenbraunen reißen sie sich nicht aus, wie die Hottentotten; sie lättüren sich nur wenig. Ihr Haar ist kraus und wollicht. Sie schmieren es niemals mit Öl ein, wohl aber den Leib, um ihn geschmeidig zu machen. Die Kleidung der Männer ist äußerst einfach. Als Puz tragen sie weiße und gefärbte Thierknochen, oder Gazellenhörner, Ringe von Elfenbein und dergl. am Halse und den Armen. Die Geschlechtstheile sind fast gänzlich unbedeckt. Wenn es heiß ist, gehen die Männer ganz nackt; bey kühlem Wetter werfen sie einen Kros von Kalb, oder Kinderfell über sich. Die Weiber der Kaffern sind im Vergleich gegen die Hottentotten und andere Wilden schön zu nennen. Sie haben das Sonderbare, daß sie gegen den Puz gleiche



gütig sind. Korallenschnuren sind ihr höchster Luxus. Das Fell, welches bey den Hottentotten um die Hüften herumgeht und hinten herabhängt, reicht bei ihnen höher, und wird vorn über der Brust zusammen gebunden. Die Schürze vorn am Unterleibe ist klein. Den Kopf bedecken weder Männer noch Weiber.

Die Wohnungen der Kaffern sind in aller Hinsicht besser als die hottentottischen. Sie haben mehr Dauer und Festigkeit, sind bequemer und räumlicher. An Gestalt gleichen sie vollkommen runden Halbklugeln. Sie sind auswendig und inwendig mit einer Masse von Thon und Kuhmist überzogen, die ziemlich glatt aufgetragen ist. Der Fußboden ist auf eben die Art überstrichen. In der Mitte desselben ist ein Feuerherd mit einem erhabenen Rande. Die Oeffnung ist, wie an den Hütten der Hottentotten, so niedrig, daß man auf dem Bauche hineinkriechen muß. Auswendig sind rings um jede Hütte Gräben gemacht, welche die Feuchtigkeit abführen. Die Hütten der Kaffern sind feste Wohnplätze. Sie werden nicht, wie bey den Hottentotten, bald hier bald dahin versetzt; denn die Kaffern treiben außer der Viehzucht auch Ackerbau. Sie säen eine Art Hirse, den Sorgfamen (*holcus sorghum*), den man Kafferkorn nennt. Ihr Land ist viel schöner und fruchtbarer, als das, welches die Hottentotten bewohnen. Herrliche Viehweiden\*), schöne Waldungen, die von Flüssen durchschnitten und gewässert werden, machen das Kafferland zu einem angenehmen Wohnplatze, und daher lebt und stirbt der Kaffer auch darin. Die Nation steht unter einem allgemeinen Oberhaupt, dem sie sich freiwillig unterwerfen. Dieses Oberhaupt ist aber nichts weiter, als ihr Anführer. Sie geben ihm keine Abgaben, thun ihm keine Dienste, und er hat auch sonst keine weitem Vorzüge. Oft ist er, da er so viele Weiber nehmen kann, als er will, und deren gewöhnlich viele hat, ärmer, als die übrigen Kaffern. Sein Haus, seine Kleidung unterscheidet sie nicht von andern.

Religion, die man bey dem Hottentotten nicht antrifft, findet man bey den Kaffern. Sie glauben einen Gott und eine Unsterblichkeit, eine Bestrafung des Bösen und Belohnung des Guten. Ubrigens beten sie nicht, und verrichten auch sonst keine Art von äußerlichem Gottesdienst. Auch haben sie keine Priester, wohl aber Zauberer, die bey ihnen in großem Ansehen stehen. Die Beschneidung ist bey ihnen üblich. Die Heyrathen sind mit noch wenigern Umständen verknüpft als bey den Hottentotten. Nur bey der ersten Verheyrathung eines jungen Mannes finden Schmausereien statt; bey den nachherigen — die Polygamie ist bey den Kaffern gebräuchlich — geht alles still zu. Die Kaffern besitzen etwas mehr Industrie und Geschicklichkeit. Man sieht dies schon aus ihrem Ackerbau und aus der Einrichtung ihrer Hütten; aber auch in andern Dingen sind sie weiter als die Hottentotten. Sie verstehen z. B. Eisen zu schmieden und daraus ihre Waffen zu verfertigen, die so zweckmäßig sind, daß sie der beste Schmied nicht besser macht. Die Art, wie sie da:

\*) Sonderbar ist es, daß dessen ungeachtet alles zahme Vieh, ja sogar das Wild kleiner ist, als in dem unfruchtbaren Hottentottenlande. Vermuthlich sind in diesem die Kräuter kräftiger.



bey zu Werke gehen, ist äußerst mühsam. Herr Le Vaillant sah einst einigen Kaffern dabey zu. Sie unterheilten ein großes Feuer um einen Granithügel, glüheten in demselben ein Stück Eisen, legten es dann auf den Granitblock, der ihnen zum Ambos diente, und hämmerten nun mit Stücken von Granit darauf los. Ihr Blasebalg bestand aus einem Hammelfelle, das man durch einen kleinen Einschnitt ausgeleert und wieder zugenähet hatte. Die Theile, wo die vier Pfoten ausgehen, waren zugebunden, und die Bedeckung der Pfote selbst als unnütz weggeschnitten. Der Kopf war ebenfalls abgeschnitten, und an seiner Stelle eine Röhre befestiget, um welche die Haut des Halses zusammengezogen und fest gebunden war. Der Blasende hielt mit der einen Hand die Röhre gegen das Feuer und bewegte mit der andern das äußerste Ende des Felles abwechselnd näher und weiter. Le Vaillant verfertigte ihnen einen Blasebalg nach europäischer Art, worüber sie nicht wenig erstaunt und erfreut waren. Sie wissen nichts vom Schmelzen des Eisens, und können also kein rohes Eisen verarbeiten. Ihre Waffen bestehen vornämlich in zweyerley Arten von Wurffpiessen, mit denen sie im offenen Felde ohne Hinterlist ihren Feind muthig angreifen. Vergiftete Pfeile, die ihre Nachbarn brauchen, verachten sie, als Waffen, welche sich für sie nicht schicken.

Der oftgenannte Reisende fand überhaupt, daß dieses so schändlich verläumdete Volk edelmüthig und bray sey, und daß die schwarzen Schilderungen, die man bisher von demselben gemacht hatte, in dem Haß räuberischer Kolonisten ihren Grund haben. Diese verfolgen die unschuldigen Wilden, plündern und zerstören ihre Hütten, rauben ihnen ihr Vieh, und morden bisweilen Weiber und Kinder. Suchen sich die Kaffern zu rächen, — welches denn natürlicherweise nicht selten geschieht — so verläumden sie die Kolonisten als Räuber und grausame Mörder bey der Regierung, und verlangen Hülfe gegen sie an Mannschaft, mit der sie denn vollends die armen Wilden aufs äußerste bringen.